

Schweiz

Bildung

Schlechtes Zeugnis für die Nachhilfe

Eine neue Studie stellt den Nutzen von Nachhilfeunterricht infrage. Forscher und der Lehrerpräsident fordern ein besseres Angebot an den Schulen selber.

Von Anja Burri, Bern

Jedes sechste Schulkind in der Deutschschweiz besucht in der Freizeit Nachhilfestunden. Dieser Fleiss lohne sich jedoch nur sehr beschränkt, schreiben Erziehungswissenschaftler in einer gestern veröffentlichten Studie der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW). Die vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Forscher haben über 10 000 Schüler der 5. bis 9. Klasse in der

Die Studie der FHNW als Originaldokument: www.nachhilfe.tagesanzeiger.ch

Deutschschweiz befragt. Entgegen der Einschätzung vieler Eltern und Schüler wirke sich der Nachhilfeunterricht kaum positiv auf die Noten aus, lautet der Befund. Zum Beispiel bei der Mathematik: Bei der ersten Befragung gaben die Schüler mit Nachhilfe einen Notendurchschnitt von 4,26 an. Drei Monate später erreichten die gleichen Schüler im Durchschnitt die Note 4,39. Sie blieben damit immer noch deutlich hinter ihren Mitschülern zurück, deren Notendurchschnitt bei 4,74 lag. Ein ähnliches Bild ergibt sich bei den anderen Hauptfächern Deutsch, Französisch und Englisch. Eine fächerübergreifende Wirkung des Nachhilfeunterrichts sei nicht festzustellen, schreiben die Forscher.

Für Beat Zemp, Präsident des Dachverbands Schweizer Lehrerinnen und Lehrer (LCH), sind die Resultate der Studie keine Überraschung. Internationale Untersuchungen kämen zu ähnlichen Resultaten: Die Erwartungen der Eltern an die kurzfristige Wirkung von Nachhilfestunden seien einfach viel zu gross, sagt er. «Ich hoffe, dass die Eltern realisieren, wie beschränkt die Wirkung von Lern doping ist.» Heute schicken immer mehr Eltern ihre Kinder in Nachhilfestunden. Die bezahlte Nachhilfe bringe zwar nicht sofort bessere Noten, sie habe aber andere Vorteile, betont Zemp: Für Eltern sei es eine Genugtuung, etwas für das Wohl ihres Kindes zu tun. Und viele Schüler gingen dank der Nachhilfe selbstsicherer an Prüfungen.

Diese Beobachtung macht auch Studienautor Hans-Ulrich Grunder. Je nach Art der Nachhilfe gebe es jedoch Unterschiede. Bei privater Nachhilfe verbessere sich die Fähigkeit der Schüler, überlegt an Aufgaben heranzugehen und sie methodisch strukturiert zu lösen. Mit



Besonders vor Übertritts- oder Aufnahmeprüfungen steigt die Nachfrage nach unterstützendem Unterricht. Foto: Planinpicture

privater Nachhilfe ist Einzelunterricht zum Beispiel bei einem Studenten gemeint. Anders sieht es gemäss der Studie bei Kindern aus, die Nachhilfekurse an einem Lerninstitut besuchen. Bei ihnen nimmt diese Methodenkompetenz sogar ab. Der Grund für diesen Unterschied könnte im Betreuungsverhältnis liegen, sagt Grunder, Professor an der Pädagogischen Hochschule der FHNW und der Universität Basel. Ein Kind profitiere mehr vom Einzelunterricht als vom Unterricht in Gruppen.

«Schule lagert Lernphasen aus»

Für Studienautor Hans-Ulrich Grunder ist klar: Die Gesellschaft müsse das hohe Ansehen des Nachhilfeunterrichts überdenken. Da jeder sechste Schüler Nachhilfeunterricht beanspruche, lagere die Schule heute ganze Lernphasen einfach aus. Besonders extrem zeige sich dies

vor den Übertrittsprüfungen wie etwa der Aufnahmeprüfung für das Gymnasium. Ein Jahr vor solchen Selektionsentscheidungen nähmen mehr Schüler Nachhilfe. «Dies wäre nicht mehr nötig, wenn Kinder und Jugendliche systematisch in Ganztageschulen unterrichtet würden», sagt er.

LCH-Präsident Zemp fordert «an jeder Schule eine betreute Hausaufgabenhilfe». Anschliessend an den herkömmlichen Unterricht könnten sich die Schüler dort unter fachkundiger Aufsicht gegenseitig helfen. Das sei natürlich nicht gratis für die Kantone, räumt Zemp ein. «Dafür ist das Thema Hausaufgaben abends am Familientisch kein Thema mehr.» Heute gehe häufig vergessen, dass die Aufgabenhilfe unter Klassenkameraden immer noch die effizienteste Art von Nachhilfe sei. *Kommentar Seite 2*

Über 10 000 Schüler befragt

Die feinen Unterschiede

Die Forscher der Pädagogischen Hochschule der FHNW haben im Jahr 2011 in der Deutschschweiz über 10 000 Schüler von der 5. bis zur 9. Klasse befragt. Davon gaben 17 Prozent an, Nachhilfe zu beanspruchen. Diese Zahl ist leicht niedriger als in anderen Ländern Europas. Zwischen den Geschlechtern gibt es Unterschiede: Mit 19 Prozent beziehen Mädchen häufiger Nachhilfestunden als die Jungen (16 Prozent). Kinder mit ökonomisch und sozial gut gestellten Eltern beanspruchen gemäss der Studie häufiger von Lerninstituten angebotene Nachhilfe. Kinder aus wirtschaftlich weniger gut gestellten Familien besuchten häufiger privaten Nachhilfeunterricht. Die institutionelle Nachhilfe koste durchschnittlich 48 Franken pro Stunde, die private 25. *(bua)*

«Die Rückmeldungen unserer Kunden sind mehrheitlich positiv»

Benedikt Oberli vom Learning Institute sagt, der Erfolg von Nachhilfe hänge stark von der Motivation der einzelnen Schüler ab.

Mit Benedikt Oberli sprach Andrea Fischer

Wer Nachhilfeunterricht nimmt, will seine Noten verbessern. Nun zeigt eine Studie, dass Nachhilfe wenig nützt. Machen Sie etwas falsch? Ich glaube nicht. Wir haben von der Studie gehört und nehmen das Resultat zur Kenntnis. Es deckt sich jedoch nicht mit den Rückmeldungen, die wir von unseren Kunden erhalten. Die sind mehrheitlich positiv. Manche geben explizit an, ihre Noten hätten sich verbessert.

Das sagen die Schüler, wenn man sie fragt. Diese subjektiv empfundene Wirkung lasse sich nicht messen, heisst es in der Untersuchung.

Ich weiss nicht, welche Form der Nachhilfe in der Studie untersucht worden ist. Wir bieten punktuelle, gezielte Nachhilfe und konzentrieren uns dabei auf die Problemfelder des einzelnen Schülers. Auch ist die Nachhilfe bei uns zeitlich begrenzt und kein Dauerzustand. Vielleicht ist das der Grund, weshalb wir eher positive Rückmeldungen haben.

Nachhilfe in Lerninstituten kommt in der Studie schlechter weg als die private. Bei Letzterer verbessere sich die Methodenkompetenz, also die Fähigkeit, überlegt an Aufgaben heranzugehen und sie strukturiert zu lösen. Bei der institutionellen Nachhilfe verringere sich diese Fähigkeit. Das müsste Ihnen zu denken geben?

Ja, das ist eine ernste zu nehmende Aussage. Denn es ist uns ein zentrales Anliegen, die Schülerinnen und Schüler zu befähigen, Aufgaben selber zu lösen. Es interessiert uns daher sehr, zu erfahren, wie es zu diesem Ergebnis gekommen

ist, und wir werden uns die Studie genau anschauen. Man muss sich aber bewusst sein, dass Nachhilfe kein Allheilmittel ist und dass der Erfolg sehr stark von der Motivation der Schülerinnen und Schüler abhängt.

Doch warum soll man so viel Geld aufwerfen für den Unterricht in einem Institut, wenn doch der private Nachhilfeunterricht halb so viel kostet und nicht schlechter ist?

Wer die Möglichkeit hat für Nachhilfe im privaten Umfeld, soll dies nutzen, wir unterstützen das sehr. Doch nicht alle verfügen über das nötige Netzwerk, und diese Lücken füllen Angebote wie das unsere. Bei uns hat man auch jederzeit die Möglichkeit, die Lehrkraft zu wechseln, ohne einen spezifischen Grund nennen zu müssen; das können Private nicht ohne weiteres bieten.

Teilen Sie die Ansicht der Studienautoren, wonach die Schule ihrem Auftrag nicht vollumfänglich

nachkomme und die Nachhilfe deshalb boome?

Nein. Die grosse Nachfrage hat wohl eher damit zu tun, dass es in grossen, sehr heterogenen Klassen für die Lehrpersonen oft nicht möglich ist, auf die Probleme jedes einzelnen Schülers einzugehen. In der Nachhilfe lassen sich allfällige Defizite gezielt abbauen.

Haben Übertrittsprüfungen einen Einfluss auf die Nachfrage nach Nachhilfeunterricht?

Ja, Schulwechsel ganz allgemein. Da ist der Bedarf nach unterstützendem Unterricht besonders gross.



Benedikt Oberli
Der Betriebsökonom ist Geschäftsleiter des Learning Institute, das sich mit seinem Angebot vorwiegend auf Nachhilfe spezialisiert hat.

Nationalrat will Organspende als Normalfall

Neu soll sich in ein Register eintragen müssen, wer seine Organe nach dem Tod nicht spenden will. Ob das die Spenderquote erhöhen würde, ist aber umstritten.

Von Christian Brönnimann, Bern

Noch nie war die Warteliste für Organspenden so lang wie heute. Über 1200 Patienten hoffen auf eine neue Niere, Leber oder Lunge. Mehrere Dutzend sterben jedes Jahr, weil kein passendes Organ gefunden wird. Der Grund: Zu wenig Schweizerinnen und Schweizer erklären sich dazu bereit, dass nach ihrem Tod die Organe entnommen werden dürfen. Mit einem Aktionsplan will der Bundesrat deshalb die Spenderquote erhöhen. Vorgesehen sind unter anderem Koordinationsstellen und verbindliche Spendenprozesse in den Spitälern. Erklärtes Ziel sind 160 statt wie heute 100 Spender pro Jahr.

Dem Nationalrat genügt der Aktionsplan nicht. Eine deutliche Mehrheit hat gestern einer Motion des freisinnigen Neuenburgers Laurent Favre zugestimmt, die einen grundlegenden Systemwechsel verlangt. Heute muss aktiv werden und sich einen Ausweis besorgen, wer seine Organe spenden will (Zustimmungslösung). Neu soll die Organspende zum Normalfall werden. Nur wer sich explizit dagegen ausspricht, kommt dafür nicht infrage (Widerspruchslösung). Motionär Favre will so erreichen, dass sich die Leute zwingend mit der Frage nach einer Organspende auseinandersetzen müssen, wie er erklärte. Wenn auch der Ständerat den Vorschlag unterstützt, muss der Bund ein nationales Organspenderegister aufbauen.

Für Berset nicht zielführend

In den Augen von Gesundheitsminister Alain Berset taugt das neue Modell allerdings nicht. Der Systemwechsel führe nicht zu mehr Spendern, sagte er im Nationalrat und stütze sich dabei auf einen im Frühling veröffentlichten Bericht. Nach einem Vergleich verschiedener Studien kam der Bundesrat darin zum Schluss, es sei wissenschaftlich nicht erwiesen, dass die Widerspruchslösung alleine die Spenderquote erhöhe. Andere Mittel, die im Aktionsplan vorgesehen seien, eigneten sich dafür besser, sagte Berset.

Für Patientenschutz und GLP-Nationalrätin Margrit Kessler steht die Information der Bevölkerung im Zentrum. Weil viele zu bequem seien, um sich mit der Spenderfrage zu beschäftigen, müssten die Leute dafür sensibilisiert werden, sagt sie. Der vorgeschlagene Systemwechsel bringe hingegen nichts. Denn er werde an der Praxis nichts ändern, prophezeit Kessler. Auch wenn sich ein Verstorbener nicht explizit gegen eine Spende ausgesprochen habe, werde kein Spital ohne Zustimmung der Angehörigen seine Organe entnehmen. «Der Reputationschaden bei allfälligen Unstimmigkeiten wäre schlicht zu gross», sagt Kessler.

Aus ethischer Sicht heikel

Auch die nationale Ethikkommission für Humanmedizin beurteilt die Widerspruchslösung kritisch. Denn damit zwingt der Staat die Bürger zu einer sehr persönlichen Entscheidung, wie Präsident Otfried Höffe erklärt. Das sei ein beträchtlicher Eingriff in die Privatsphäre. Vor einem solchen Schritt müssten unbedingt andere Elemente verbessert werden, beispielsweise die Aufklärung der Bevölkerung und mancherorts die Organisation in den Spitälern.

Selbst bei der Schweizerischen Organspendestiftung Swisstransplant gibt man sich zurückhaltend. Der Entscheid des Nationalrats sei zwar ein guter Schritt und ein Bekenntnis zur Organspende, sagt Direktor Franz Immer. Jedoch führe der Systemwechsel nur dann zu mehr Organspenden, wenn gleichzeitig die Strukturen in den Spitälern angepasst würden. Denn vielerorts fehlten Ressourcen oder Kenntnisse für den Prozess von Organentnahmen, sagt Immer. Und auch für ihn ist klar: Selbst nach einem Systemwechsel müssten die Angehörigen einer verstorbenen Person einer Organspende in jedem Fall erst zustimmen.